
Europa und die Industrielle Revolution

Rezension von: Felix Butschek,
 Industrialisierung, Ursachen, Verlauf,
 Konsequenzen, UTB Nr. 8338, Böhlau
 Verlag, Wien, und UTB, Stuttgart, 2006,
 201 Seiten, € 20,50.

Die für Anhänger des neoliberalen Paradigmas ernüchternde Tatsache, dass sich trotz einer unbezweifelbaren Liberalisierung der weltweiten Handelsströme und einer Intensivierung von Globalisierungsphänomenen in den letzten Jahrzehnten Disparitäten innerhalb der Weltwirtschaft *grosso modo* nicht nur nicht abgebaut, sondern eher vergrößert haben, hat das Interesse an den historischen Wurzeln wirtschaftlicher Ungleichheit neuerdings unzweifelhaft wieder geweckt. Nachdem neben anderen Eric Jones, David Landes und Michael Mitterauer große Entwürfe zum Thema in monographischer Form geliefert haben, liegt nun auch von Felix Butschek eine Studie vor, die offensichtlich so großes Interesse gefunden hat, dass sie nunmehr, einige Jahre nach Erscheinen der Erstauflage, in einer preisgünstigen Taschenbuch-Version neu aufgelegt wurde.

Methodisch orientiert sich der Autor an dem von Douglass North in den Geschichtswissenschaften popularisierter Ansatz der „New Institutional Economics“. Wie seine Interpretation der Vorgeschichte der europäischen (und später nordamerikanischen) Hegemonie zeigt, schließt dies durchaus auch die positive Bewertung mancher Befunde aus der „jüngeren historischen Schule“ der deutschen Nationalökonomie mit ein. Vertreter dieser Schule

waren es ja auch, die die Bedeutung von Institutionen wissenschaftsgeschichtlich schon früh erkannt haben.

Butschek folgt im Wesentlichen Werner Sombart, wenn er der Bewertung der Arbeit in der christlichen Lehre zentrale Bedeutung einräumt. So gesehen stand das „*ora et labora*“ der Benediktiner am Beginn eines beispiellosen wirtschaftlichen Aufstiegs. Hinsichtlich des charakteristischen westlichen Individualismus geht Butschek sogar zeitlich noch weiter zurück. Die Genesis jenes Typus des individualistischen, initiativen, selbstreflexiven und selbstbewussten kapitalistischen Unternehmers lässt sich nach Butschek vom griechischen Stadtbürger über den Bürger Roms und der mittelalterlichen Stadt bis zum Verleger im protoindustriellen Gewerbe und schließlich bis zum frühindustriellen Unternehmer verfolgen. Der Aufstieg dieses Typus konnte sich auf ein vergleichsweise hohes Maß an Rechtssicherheit in der europäischen Gesellschaft stützen. Dies entsprach eine der Institutionen, die Europa entscheidende Vorteile gegenüber den ursprünglich wirtschaftlich und technisch überlegenen Kulturen in China, Indien und im arabischen Raum verschaffte.

Mit dieser spezifischen Form unternehmerischen Individualismus verband sich seit dem Spätmittelalter ein Empirismus, der sich an der praktischen Umsetzung von Innovationen orientierte, wenn er auch einen bestimmten, durch die Zunftorganisation und die Scholastik vorgegebenen Rahmen nicht überschreiten durfte. Doch auch das änderte sich in der Renaissance. Die Wiederentdeckung des Römischen Rechts und die Ausweitung des Fernhandels – nicht zuletzt durch Fortschritte im Schiffbau und in der Militärtechnik begünstigt – verbreiteten

die vorindustrielle Ausgangsbasis in Europa. Im Fernhandel konnte Kapital akkumuliert werden, welches im zunehmenden Maß auch wieder produktiv investiert wurde.

Ein in seiner Wirkung sich multiplizierendes Bündel institutioneller Vorteile löste nach Butschek jene „Industriellen Revolutionen“ in Europa aus, die bis heute die Basis der westlichen Hegemonie in der Weltwirtschaft bilden.

Der Versuch des Autors, sich mittels des institutionengeschichtlichen Ansatzes einem so komplexen Thema zu nähern, kann als geglückt bezeichnet werden. So vermeidet Butschek die Betonung der „protestantischen Ethik“ (Max Weber), der er zwar verstärkenden, aber keinen ursprünglichen Stellenwert für den europäischen Vorsprung zuerkennt. Dies erklärt etwa die „Quantitative Revolution“ u. a. im gewerblich hoch entwickelten oberitalienischen Raum, dem man bis heute keine wie immer geartete protestantische Wirtschaftsgesinnung nachsagen kann.

Die Rolle der Praxisbezogenheit wissenschaftlicher Forschung demonstriert Butschek am britischen Beispiel. Tatsächlich beruhten alle wesentlichen technologischen Fortschritte des 18. Jahrhunderts im vorindustriellen England auf in der Praxis erprobter Ingenieurskunst, die sich freilich auf ein offenes gesellschaftlich-wissenschaftliches Klima stützen konnte. Sie erklärt meiner Ansicht nach auch den raschen ökonomischen Aufholprozess der mitteleuropäischen Länder im späten 19. Jahrhundert und dem mancher europäischen Reformländer seit dem Wendjahr 1989.

Grenzen des institutionengeschichtlichen Ansatzes werden jedoch beim Vergleich wirtschaftlicher Entwicklungsniveaus innerhalb des jeweiligen Zentrums der Weltwirtschaft erkennbar. Das vom Autor in den Vordergrund gestellte Argument eines „*gothic re-viva*“ im späten 19. Jahrhundert als Ursache für den allmählichen Rückfall Großbritanniens, also das Überhandnehmen einer wirtschaftsfeindlichen Gesinnung, kann meiner Ansicht nach nur bedingt überzeugen. Antikapitalistische Strömungen gab es doch zu diesem Zeitpunkt in fast allen entwickelten Industriestaaten. Im Wesentlichen gilt das auch für die Diskussion der „Eurosclerose“ im vorliegenden Band, die Butschek mit einem Erstarken der europäischen Linken und der Grünbewegung in Verbindung bringt.

Dieser jedenfalls diskutierbaren Interpretation stellt Butschek kaum Beispiele von Ökonomien entgegen, die an die Grenzen der ökologischen Belastbarkeit gegangen sind und dies durchaus auch bereits ökonomisch zu spüren bekommen haben (z. B. Auswirkungen von Umweltkatastrophen auf das allerdings nach wie vor beeindruckende Wachstumstempo der chinesischen Wirtschaft). Das Gesagte verweist auf die Notwendigkeit, kultur- und naturwissenschaftlicher Befunde in die Wirtschaftsgeschichte einfließen zu lassen – ein Ansatz, der auch durch eine noch so weite Definition der Institutionengeschichte nicht zu ersetzen ist. Als Beispiel für einen solchen Versuch ist etwa das Oeuvre von Jared Diamond zu nennen, welches allerdings nicht unbedingt wirtschaftswissenschaftlich orientiert ist.

Andreas Weigl